

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 86 (1977)
Heft: 1

Artikel: Als Rotkreuz-Delegierte im zaristischen Russland
Autor: Kinsky, Nora
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-547621>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Als Rotkreuz-Delegierte im zaristischen Russland

Im letzten Sommer ist eine Neuerscheinung, «Russisches Tagebuch» (siehe Hinweis in den Bücherbesprechungen), herausgekommen. Darin zeichnete die junge Gräfin Nora Kinsky ihre Erlebnisse als Mitglied einer österreichisch-ungarischen Rotkreuzmission bei den Kriegsgefangenen in Russland während des Ersten Weltkrieges auf. Zwischen dem zaristischen Russland und seinen Gegnern, den «Mittelmächten», das heisst Deutschland und Österreich-Ungarn (zu denen später Bulgarien und die Türkei kamen) war ein Abkommen geschlossen worden, durch das Delegationen der Gegenseite die Inspizierung von Lagern kriegsgefangener Landsleute und Verbündeter gestattet wurde! Eine vergangene Epoche . . . heute sind die Vorbedingungen für die Arbeit des IKRK in Konfliktgebieten völlig anders – die Menschlichkeit unter Gegnern hat keine Fortschritte gemacht. Gleichwohl ist es lehrreich, einen Blick in die damalige Arbeit zu tun, wobei man erlebt, dass auch ein einzelner, wenn er von der Aufgabe ergriffen ist und sie klug und unerschrocken verfolgt, vieles erreichen kann. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Seewald Verlags.

19. September (1916)

Eben komme ich von meinem ersten Besuch des Lagers zurück. Der Kommandant Jegorow, ein sehr unsympathischer Mensch, der Oberst Bodisko, der recht angenehm ist und schliesslich der Kapitän Wallicki, der uns bis Blagowjeschensk begleiten wird, haben uns empfangen. Morgen werden wir das Spital und den Friedhof inspizieren, dann werden wir den Rapport der Vertreter der Lagerinsassen anhören müssen. Da es sicher viele Klagen gibt, wird das peinlich sein.

Ich habe fünf Invalide gefunden, davon drei Einäugige. Nur drei Mann waren im Gefängnis, die Bodisko mir zu Ehren freigelassen hat, was ich sehr nett von ihm gefunden habe. Es fehlt sehr an Schuhen und Uniformen, es hat auch Fälle von Diebstahl der Sachen gegeben, die das

schwedische Rote Kreuz verteilt hat. Sehr wenig Decken, das Essen ist schlecht. Was das Brot anbelangt, so ist die Ration gross im Vergleich zu der bei uns, zweieinhalb Pfund pro Kopf und Tag, doch essen es die Soldaten nicht. Die Gefangenen schlafen auf den Pritschen ohne Polster, ohne Matratzen, nur mit ihren Mänteln. Die meisten schauen schlecht aus, doch fand ich, dass sie lustig waren, besonders die Ungarn.

Ich weiss nicht, welchen Eindruck ich den Gefangenen gemacht habe, doch hoffe ich, dass sie meinen guten Willen bemerkt haben. Die Ärzte sind alle Ungarn, mit Ausnahme eines Polen. Sie sind tüchtig und scheinen ihre Kranken gern zu haben, was die Hauptsache ist. Die Unteroffiziere sind nicht alle tadellos, die Soldaten lassen sich gern von preussischen Unteroffizieren kommandieren, was begreiflich ist.

. . . Ich muss auch noch eine praktische Art der Behandlung der Vermisstenfrage finden. Überhaupt glaube ich, dass es noch eine Zeit dauern wird, bis wir alles schnell und gut erledigen. Ich habe hier zufällig zwei deutsche Offiziere getroffen (das Lager ist nur für Mannschaften), die auf dem Weg nach Chabarowsk sind. Es hat eine sehr unangenehme Auseinandersetzung zwischen ihnen und dem Kommandanten gegeben. Morgen wird man mir erlauben, einen Stoss Briefe der Gefangenen mitzunehmen, auch Listen, in denen alle nach Regimentern angeführt sind. Es ist eine Konzession des Kommandanten, zu der er gar nicht gezwungen ist. Ich bin sehr froh darüber. Leider lässt man uns nicht nach sechs Uhr abends arbeiten, weil die Russen nach Hause gehen wollen; wir können auch nicht vor neun Uhr früh anfangen. Man verspricht mir, auch die Gefangenen zu versammeln, die ausserhalb des Lagers arbeiten, damit ich sie sehen und mit ihnen sprechen kann. Unter den Gefangenen hat es sehr viele Klagen wegen «Konfiskation» von Geld durch die Russen gegeben. Morgen wird man die Bücher und die Postanweisungen prüfen

müssen. Im grossen und ganzen hat mir das Lager als solches keinen schlechten Eindruck gemacht. Die Baracken sind geräumig und hoch, und dann gibt es so viel Brot! Man sieht es überall herumliegen. Die Unteroffiziere schauen zu opulent und zufrieden aus im Vergleich zu der Mannschaft. Dieser Kontrast gefällt mir nicht sehr. Ich hoffe, dass es ein Zufall ist und dass es nicht in allen Lagern so sein wird. Es ist sehr peinlich, wenn man Klagen der Soldaten über ihre Vorgesetzten anhören muss.

21. September

Heute habe ich an die Gefangenen Geld verteilt. Dann haben sie mir ein schönes Konzert im Hof des Lagers gegeben. Darauf hat man mir den Rapport über die Klagen und Beschwerden erstattet, zu meiner Freude hat man sich nicht über körperliche Strafen beklagt. Nach allem, was ich diesbezüglich gehört hatte, war ich angenehm überrascht. Seit einem Jahr gab es nur einen Fall, dass ein Mann eine Ohrfeige bekommen hat. Das soll natürlich nicht sein, doch ist es wenig im Vergleich zu den Greueln, die man mir erzählt hat. Ernstliche Klagen über Mangel an Kleidern und an Geld. Es hat Fälle gegeben, dass Gefangene Quittungen unterschreiben mussten, ohne das Geld zu erhalten. Ekelhaft! Etwas, das mir sehr missfällt, ist die Art und Weise, wie Fluchtversuche bestraft werden. Ich habe einen Soldaten im Gefängnis eingesperrt gefunden, weil er versucht hatte, zu fliehen. Er hat nur jeden dritten Tag warmes Essen bekommen! Wenn man schon einen Fluchtversuch so streng bestraft, was bleibt dann für ein wirkliches Verbrechen?

Morgen reisen wir von hier ab und fahren weiter nach Skotowo, wo es hauptsächlich Offiziere gibt. Das hiesige Spital ist miserabel. Es fehlt an Wäsche, die Baracken sind schmutzig und das Essen für Rekonvaleszenten ungenügend. Viele Fälle von Typhus. Zwei Wiener Ärzte, Dr. Breitner und Fondi, sympathisch. Keine ernstlichen Beschwerden, doch leidet man besonders unter dem Fehlen von Post. Das ist ein chronisches Leiden, dem, wie mir scheint, in diesem schönen Land nicht abzuhelfen ist.

22. September

Wir haben den Tag in Skotowo bei den Offizieren verbracht. Weder Ordnung noch Disziplin, das ist traurig. Das Lager liegt nicht weit vom Meer, die Aussicht ist sehr schön, aber die Baracken sind zu klein, es ist viel zu wenig Platz für die grosse Anzahl der Offiziere, was nicht zu ihrer Stimmung beiträgt. Wir haben bei den russischen Offizieren gegessen, da es nicht erlaubt war, mit unseren Landsleuten zu essen; wir bekamen einen elenden Frass. Die Soldaten hier sind sehr ordentlich und die Unteroffiziere sehr sympathisch, was mich sehr freut. Das Spital hat

Nummer 8, Saal 165

einen guten Eindruck gemacht, der Chefarzt Dr. Möstl, ein guter Wiener, den die Kranken anscheinend sehr gern haben. Ich habe den moralischen Zustand der Offiziere weit schlechter gefunden als den der Mannschaft. Das ist wohl verständlich, da sie mehr unter der Gefangenschaft leiden. Der Mangel an Beschäftigung ist furchtbar für sie. Ich bin sehr gerührt über die Freude, die unser Erscheinen allen Gefangenen zu bereiten scheint und über die Dankbarkeit, die sie für die kleinste Bemühung bezeigen. Sie scheinen ganz zu vergessen, dass es ja nur meine Pflicht ist. Der Lagerkommandant Sokolow und der Oberst Markosow, die uns begleiten, sind süsslich und unsympathisch.

29. September

Nach langen Gesprächen und langweiligen Diskussionen ist es mir gelungen, die Erlaubnis zu erhalten, dorthin zu kommen und die Gefangenen zu sehen. Es ist ein Dorf namens Iman, ungefähr eine Stunde von der Bahn. Ich habe hier 93 Österreicher und Türken gefunden. Sie werden gut behandelt, gut ernährt, bekommen 15–20 Kopeken pro Tag. Die beiden Ingenieure, unter deren Kommando sie arbeiten, Lewinski und Tarsienkow, scheinen ordentliche Leute zu sein. Ich musste einen Husaren zurechtweisen, der nicht mit Geräten, sondern nur bei Pferden arbeiten wollte und der einen Russen fast umgebracht hat, der ihm sagte, dass er nicht kutschieren könne! Ich habe von diesem Ort einen sehr guten Eindruck gewonnen, was die Behandlung durch die Russen betrifft.

Morgen kommen wir nach Chabarowsk, wo wir ungefähr zehn Tage bleiben sollen. Der Kapitän Walicki ist krank, doch hoffe ich, dass er gesund wird und uns wieder begleitet, denn obwohl er streng und pedantisch ist, weiss ich ihn schon zu nehmen. Ich würde so gern schon Nachrichten von Zdenko haben, auch von zu Hause, aber bis jetzt habe ich noch kein Heimweh.

Der Arzt unseres Quartiers, den ich konsultiert habe, weil meine Sehkraft seit einigen Tagen rasch abnimmt, gibt mir einen Spitaleinweisungsschein als Notfall. Er hat einfach die Arme erhoben und gesagt: Diabetes. Ich habe schon von Diabetes und Diabetikern reden gehört, aber was es tatsächlich bedeutet, weiss ich nicht. Etwas Schlimmes? Etwas Geringfügiges? Ich hätte eher gesagt, etwas Geringfügiges. Ich fahre an diesem Abend bei Dunkelheit langsam nach Hause, denn es hat Schnee und Glatteis, und ich sehe ja schlecht. Und meine Tränen bessern diesen Zustand auch nicht. Ich packe meinen kleinen Koffer und verbringe die Nacht mit dem Gedanken an den Spitalaufenthalt, vor dem ich mich zeitlebens gefürchtet habe. Kranksein, das ist mir egal, aber ins Spital eintreten müssen, erfüllt mich mit Schrecken. Wenn ich nur nicht in einem grossen Krankensaal liegen muss, das ist mein einziger Gedanke.

Am folgenden Tag melde ich mich um 7 Uhr auf der Aufnahme. Ein Administrationsbetrieb, wie er im Buche steht. Man verlangt von mir als Depot eine Geldsumme in der Höhe eines Drittels meines Monatsgehaltes. «Bei Ihrem Austritt bekommen Sie eine Rückzahlung, oder man zieht es von Ihrer Rechnung ab.» Bei meinem Austritt? Wie tröstlich klingt dieser Satz! Wann werde ich austreten? Ich weiss es nicht. Ich gehe mit dem Lift nach oben, da wo ich hingehen soll: Behandlungszimmer.

Meine Schwester, die mich bis dahin begleitet hat, wird gebeten, zu warten, während ich ein grosses düsteres Zimmer betrete, wo ich mich setzen muss und wo man mir ein Fieberthermometer gibt. Warum wohl? Ich weiss es nicht. Ich weiss nur ganz genau, dass ich kein Fieber habe. Warum sollte ich haben? Die Krankenschwestern unterhalten sich über ihre Freitage. Ich sehe sie durch einen Nebel hindurch, denn ich habe immer mehr Mühe, meine Augen auf verschiedene

Distanzen einzustellen. Nach einer halben Stunde, während der ich immer mit dem Thermometer unter dem Arm warte, werde ich abgeholt. Ich wünschte, dass irgend jemand zu mir sprechen würde, ich suche einen Blick, ein Lächeln, ein freundliches Wort. Aber sie haben sicher keine Zeit dazu. Dann führt man mich in einen Krankensaal und bittet meine Schwester, nach Hause zu gehen. Wie sie weggeht, schaue ich ihr nach wie ein Ertrinkender einen Rettungsring betrachten muss, den die Wellen davontragen.

«Ziehen Sie sich aus, da ist Ihr Bett.»

Ich gehorche. Um mich herum nichts als alte Frauen in bedauernswertem Zustand. Hat man mich in einen Saal von Sterbenden gelegt? Ich bin erschöpft vor Müdigkeit und Angst. Ich habe das Gefühl, man habe mich ins Gefängnis gebracht, Körper und Seele. Ich versuche nicht mehr, mich zu verteidigen. Ich bin schuldig, aber ich weiss nicht wofür. Das Bett ist eisig kalt. Ich versuche nicht zu weinen. Meine Nachbarin betrachtet mich schweigend. Ich habe nicht den Mut, ihr etwas zu sagen.

Kurz nachher bringt man mir ein Plateau mit kaltem Tee und drei grossen Brotscheiben.

«Aber der Arzt hat mir gesagt, ich solle nüchtern bleiben für eine Blutentnahme?»

«Ach, das macht nichts, frühstücken Sie nur, wir haben keine Order erhalten.»

Mein Nüchternsein war also vergeblich. Und wie gut hätte mir eine Tasse Kaffee getan, bevor ich von zu Hause wegging!

Eine Stunde später kommt der Klinikchef, und man macht mir trotzdem eine Blutentnahme. Ich versuche schüchtern zu sagen, dass ich bereits gegessen habe, aber man hört gar nicht auf mich. Sie haben keine Zeit, um mich anzuhören. Zum Mittagessen bringt man mir Kartoffeln. Ich glaubte, dass Kohlehydrate für Diabetiker nicht erlaubt seien. Ich werde es verstehen, aber erst später.